

Liebe Schwestern und Brüder,

in diesen Wochen und Monaten erinnere ich mich an einen Satz, den mir eine Psychoanalytikerin gesagt hat: „Was du vermeiden willst, kommt...“

Ich wollte fröhlich auf den neuen Lebensabschnitt, den Ruhestand, zugehen – weil ich mich wirklich freue, Dinge nicht mehr zu müssen, manches nicht mehr verantworten und durchleben zu müssen; auf manche Fragen nicht mehr antworten zu müssen.

Was ich vermeiden wollte, sind die Fragen: was war das denn nun eigentlich alles? Ist das aufgegangen, was ich gewollt hatte vor fast 40 Jahren?

War ich gut genug?

„Steh auf und iss! Denn du hast einen weiten Weg vor dir.“

Natürlich ist dies eine Rechenschaft über meinen Dienst als Landesbischof und als Vorsitzender der Kirchenleitung im zurückliegenden Berichtsjahr.

Aber der Bericht steht zugleich am Ende meiner Berufsbiografie, die mich an unterschiedliche Stationen geführt hat, mit jeweils eigenen Herausforderungen, aber auch mit Themen, die sich wie ein roter Faden in den Stoff meine Berufsbiografie eingewoben haben.

„Steh auf und iss! Denn du hast einen weiten Weg vor Dir.“ Dieses Wort aus dem 1. Buch der Könige, das ein Engel Gottes in der Wüste an den erschöpften Propheten Elia richtet, habe ich 2013 in das Landesbischöfliche Amtskreuz eingravieren lassen.

zusammen. Und schon damals gab es natürlich die Debatte um die Gewichtung von Ortsgemeinde und gesamtkirchlichen Diensten.

Ich war immer froh darüber, dass meine Kirche nie beides gegeneinander ausspielte. Und ich bin dankbar, dass wir heute mit der Struktur der Hauptbereiche eine dienende Struktur haben, in der der eine, gemeinsame Auftrag, den der Herr seiner Kirche gibt, mit den Ortsgemeinden Gestalt gewinnt.

Die Zukunft der Ortsgemeinde

Etwa dreißig Jahre später, im September 2015, standen Eckpunkte am Ende der Themensynode „Zukunft der Ortsgemeinde“, die auf viele Veränderungen in den Kirchengemeinden reagierten. Einige Zitate: „Die Landeskirche ermöglicht Erprobungsräume für neue Berufsbilder und für verändertes und entlastendes Verwaltungshandeln.“ „Die zukünftige Gestaltungsaufgabe liegt im Umbau, nicht im Rückbau des gottesdienstlichen Lebens.“ „Über die Frage der kirchlichen Mitgliedschaft muss vertieft nachgedacht werden.“ „Wir brauchen in der Landeskirche einen Beratungsprozess über die Zukunft von kirchlichen Gebäuden, für deren Erhalt die Ortsgemeinden nicht mehr sorgen können.“ „Die Nordkirche ermutigt Ortsgemeinden und Kirchenkreise im ländlichen Raum dazu und ermöglicht ihnen, neue Formen kirchlichen Lebens und missionarischen Handelns auszuprobieren und zu gestalten. Dabei sollen auch unkonventionelle Möglichkeiten probeweise durchgeführt werden können.“ „Die Kommunikation des Evangeliums in digitalen Räumen ist anderen Kommunikationsformen gleichwertig.“

Alles anders, neu, vieles weg? Man mag in Versuchung geraten, sich gerade angesichts dieser Auswahl von Eckpunkten nach der guten alten Ortsgemeinde zu sehnen. Gerade das aber darf uns nicht passieren. Denn wir sind herausgerufen: immer.

Es ist uns abverlangt, dass wir uns nicht in die Vergangenheit zurückträumen, sondern in hellwachen „Tagträumen“ – wie Ernst Bloch sie nannte – eine Zukunft der Ortsgemeinden entwerfen.

Gemeinde ist ein Ort in der Geschichte – und mit Geschichte(n)

Anfang der 80er Jahre, vor allem nach dem Kirchentag 1981 in Hamburg, nahm die Friedensbewegung und damit auch die Friedensarbeit in der Kirche Fahrt auf.

Der NATO-Doppelbeschluss führte viele Menschen auf die Straße, die Angst vor einer weiteren Spirale der gegenseitigen Bedrohung durch die damaligen Militärblöcke machte auch vor den Toren der Gemeinden nicht Halt.

Das Evangelium spricht hinein in die konkreten Situationen der Welt und der Gesellschaft; es hat viel zu bieten für die Gestaltung einer Gesellschaft mit menschlichem Antlitz; es richtet seine Verheißung zuerst an die Armen und Elenden, es bringt die, die das Wort für wahr erkennen, auf die Beine.

Friedensgruppen entstanden, Ausstellungen fanden statt auch in der Wellingsbüttler Lutherkirche. In diese Zeit fällt auch der intensivste Kontakt mit unserer damaligen Partner-Kirchengemeinde in Marlow, Mecklenburg – ein früher Fingerzeig Gottes!

Diese Arbeit brachte viele Menschen zur Gemeinde, die bis dahin nicht sichtbar gewesen waren. Aber sie polarisierte auch: wie politisch darf die Kirche sein? – Diese Frage sollte mich bis zum Ende meiner Berufsbiografie nicht wieder loslassen.

In dieser Zeit wurde ein Thema virulent, das unsere Kirche ebenfalls bis heute beschäftigt: Wie gehen wir um mit der Vergangenheit, die uns prägt und die wir mitgestalten und mitverantworten?

Der Geschichte ge-denken

Die Wellingsbütteler Luther-Kirche erhielt die Baugenehmigung 1935 nur , weil schon im Bauplan die Verbindung mit der Nazi-Ideologie offenkundig war. Unter anderem befanden – und befinden sich bis heute – in den Fachwerken dieser kleinen Kirche germanische Runen und auch das Hakenkreuz!

An einer Stirnwand seitlich des Altarraums befindet sich Lutherbildnis, das als Inschrift das Lutherzitat trägt: „Für meine Deutschen bin ich geboren, ihnen will ich dienen.“! Dieser Ausspruch Martin Luthers gehört zu den Grundlagen, aus denen sich das speist, was die Historiker den „Nationalprotestantismus“ nennen.

Man hat dieses Lutherbildnis nach 1945 schamvoll „versteckt“: man hat es zugenanagelt mit einer Holzplatte. Dergestalt „vernagelt“ war auch die Bereitschaft zur Auseinandersetzung mit der eigenen Vergangenheit noch weit

über die Zeit meines Dienstes in der Gemeinde hinaus. Wir haben erfahren müssen und dürfen, dass alles Vernageln, alles Verdecken nichts nützt: denn immer ist und bleibt Geschichte gegenwärtig, sie prägt, ob wir hinsehen oder nicht, ob wir hören wollen oder uns lieber taub stellen!

Ob das Gemeindeleben in den 1960er Jahre in dieser Kirchengemeinde so verlief wie in der Alt-Rahlstedter, zu der ich gehörte, kann ich natürlich nicht mit Sicherheit sagen. U. a. das ist Thema der Dissertation von Michaela Bräuninger „Kirchengemeinde im Werden? Die Kirchengemeinde Hamburg-Wellingsbüttel in den Jahren 1933-1975“. Ich habe – nebenbei gesagt - die Ehre und das Vergnügen die im Erscheinen begriffene Dissertation im Mai dieses Jahres als Ruheständler in der Kirchengemeinde Wellingsbüttel vorzustellen. Ich könnte mir aber denken, dass das Gemeindeleben hier und dort vergleichbar war. In der Kirche meiner Kindheit und Jugend hörte ich meinen Konfirmator von der Kanzel wettern gegen Kommunisten und krakeelen von der Schuld der anderen. Er forderte uns unverblümt zum Widerstand gegen die „roten Horden“ auf! Später wurde ich dann und wann kritisiert für angeblich „zu politische“ Predigten. Gegen das, was ich von meiner Kirche in Alt-Rahlstedt auf mich herab donnern gehört hatte Anfang der 60er Jahre des letzten Jahrhunderts, waren meine politischen Predigten reine Besinnungsstücke!

Kirchliche Kinder- und Jugendarbeit heute – da erlebe ich –Gott sei Dank – etwas ganz anderes: ein viel größeres und deutlich breiteres Spektrum an Geisteskraft als es damals in meiner Kindheit der Fall gewesen ist. Ich glaube, Kinder und Jugendliche, auch Schülerinnen und Schüler haben jetzt die Möglichkeit, unsere evangelische Kirche als eine Kraft zu entdecken, die sie auch selber dazu befreit, in Freiheit und Gemeinschaft zu lernen, was diese Welt zu bieten hat, aber auch zu lernen, dass diese Welt nicht aufgeht in dem, was sie mit ihren Augen sehen und mit ihrer Vernunft begreifen. Darüber freue ich mich und dafür bin ich dankbar. Dazu später mehr.

Als ich 1984 zum 50. Jahrestag der „Barmer Theologischen Erklärung“ eine Ausstellung in die Kirche holte mit dem Titel „Martin Niemöller: Vom U-Boot auf die Kanzel“, ergänzte ich diese Ausstellung um eine Tafel mit einem Foto, das bei der Grundsteinlegung unserer Lutherkirche gemacht worden war: es zeigt den Pastor im Talar und es zeigt Männer in Braunhemden, eine SS-Standarte, Hakenkreuzfahne, BDM-Frauen um den Grundstein herum! Ein Gemeindeglied hatte mir das Foto zur Verfügung gestellt. Wir wollten zeigen, wie Geschichte zwar immer persönlich-biografisch sich darstellt, wie sie aber nur zu verstehen ist, wenn wir den weiten Horizont nicht verbergen.

Wie sehr wir richtig lagen, zeigt die Tatsache, dass es keine 12 Stunden dauerte, bis diese Tafel beseitigt worden war – bis heute weiß ich nicht, wer sie genommen und entfernt hat. Gott sei Dank ist es so, dass wir der Geschichte nicht entgehen und entfliehen können, indem wir Bilder entfernen oder

Zeugnisse beiseiteschaffen. Geschichte ist im Raum und sie nimmt sich den Raum, den sie braucht.

Aufarbeitung von Unrecht in der NS-Zeit und in der DDR

Erst in den letzten 25 Jahren sind wir mit der selbstkritischen Aufarbeitung NS- und DDR- Unrechts wirklich vorangekommen.

Die Projekte „Als Jesus arisch wurde“ und „Neue Anfänge - Fragezeichen“ sind Beispiele kritischer und selbstkritischer Aufarbeitung der kirchlichen Zeitgeschichte während der Nationalsozialistischen Diktatur und danach.

Das alles ist ja Teil einer Vergangenheit. Wir können und wollen auch aus diesem Teil unserer Geschichte nicht aussteigen – die Diskussionen halten an und rütteln auf – ja rütteln wach, wie ich meine, zum Glück!

Der Versuchung des Verdrängens muss Widerstand geleistet werden! Zukunft braucht Erinnerung!

Das ist mir gerade im letzten Herbst wieder deutlich geworden, als ich mit einer Delegation den griechischen Ort Kalavryta besuchte, in dem im 2. Weltkrieg alle Jungen und Männer von der Wehrmacht in einer sog. „Sühnemaßnahme“ brutal ermordet wurden. Die Menschen dort wollen mit uns reden, und darum habe ich u.a. den Bürgermeister und den Vorsitzenden des Kalavryta-Holocaustmuseums in die Nordkirche eingeladen.

Unser Versagen als Kirche in der Vergangenheit verpflichtet uns heute umso mehr, für ein friedliches Miteinander und die Gottebenbildlichkeit eines jedes Menschen einzutreten - angesichts eines Rechtspopulismus, der diese Werte wieder infrage stellt und angesichts von öffentlichen Aufrufen, Migranten und andere Minderheiten auszugrenzen, von öffentlichen Reden, die das Friedensprojekt Europa schmähen und stattdessen unsere Erkenntnisse über die Schrecken des von Deutschland geführten 2. Weltkrieges und die Verbrechen der Wehrmacht geschichtsrevisionistisch umdeuten wollen.

In diesem Zusammenhang will ich die Reise einer Delegation unserer EKL zu unserer Partnerkirche in Polen im Dezember 2018 erwähnen. Wir trafen uns in Danzig – 100 Jahre nach dem Ende des 1. Weltkrieges. Es war eine Reise, die die Bereitschaft zur Versöhnung zum Ausdruck brachte und zur Überwindung immer noch offener und wieder aufbrechender nationaler Abgrenzungen. Wir haben unter anderem miteinander das neue Danziger Museum zum II.

Nordkirche_Synode_2.Tagung_Bericht des Landesbischof und Vorsitzender der Ersten Kirchenleitung
28. Februar bis 2. März 2019

Weltkrieg besucht – gebaut gegenüber der Westerplatte, von wo aus der Überfall auf Polen im September 1939 seinen Anfang genommen hatte. Dieser gemeinsame Gang durch das Museum war selbst ein Symbol der Versöhnung und der Mahnung. Konfrontation mit der Schuld unserer Völker, unserer Väter- und Großvätergeneration ist Voraussetzung für Neuanfänge, für Versöhnung und Abwehr von Hass und Gewalt. Beeindruckend auch, dass die Ausstellung das Thema „Vertreibung“ nicht ausspart, sondern als einen Teil der gemeinsamen Geschichte betont.

Wir haben – auch in Gesprächen mit Vertreterinnen und Vertretern aus der Ökumene und aus der Politik unterstrichen, welche Rolle uns als Kirchen und Religionsgemeinschaften für den Frieden und die Überwindung des Hasses zukommen muss. Unser Besuch und unsere Statements zur aktuellen Situation unserer Länder und Kirchen, zur Vielfalt und zum Frieden sind beachtet worden – über die Grenzen der Kirchen hinaus.

Der Mord an dem Danziger Bürgermeister Wochen nach unserem Besuch, bei dem sein Stellvertreter einer unserer Gesprächspartner war, hat unser Anliegen und unsere Pflicht, den Mund aufzutun und zusammenzustehen, nur noch einmal nachdrücklich unterstrichen.

Unsere Partnerschaftsarbeit, die Verbundenheit mit Kirchen in nahezu allen Erdteilen, ist ein riesiges Gottesgeschenk. Dieses Netzwerk ist aber auch Verpflichtung, nicht zu vergessen, dass unsere Kirche eine Provinz der Weltchristenheit ist und dass wir in der Vielfalt aufeinander und aneinander gewiesen sind.

Ökumene ist immer gegenseitiges Lernen voneinander (ich habe in einem meiner früheren Berichte dazu ausführlich gesprochen). Ich bin dankbar für die zwei ökumenischen Partnerkonsultationen, die während meiner aktiven Dienstzeit stattgefunden haben.

Immer wieder werde ich von Gesprächspartnern aus der Politik übrigens gefragt, ob wir als Kirche diese Netzwerkerfahrungen nicht noch stärker zur Verfügung stellen können für die öffentlichen Debatten um Migration und Flüchtlinge, wenn es um die Angst vor den Fremden und die Furcht vor dem Verlust der eigenen Identität geht.

Wir tun das ja. Auch durch die hervorragende professionelle aber auch ehrenamtliche Arbeit an und mit den Geflohenen in unseren Gemeinden, Diensten und Werken!

Versöhnung gibt es nicht ohne die Aufarbeitung des Unrechts, das geschehen ist - zuerst in der Zeit der Sowjetischen Besatzungszone und dann unter den Bedingungen der DDR-Diktatur. Dafür möchte ich zuerst ein Projekt exemplarisch nennen und dann den Blick weiten. Ich meine das Biografien-Projekt, in dem Lebensgeschichten von Frauen und Männern aus Mecklenburg

gesammelt werden, die damals politisch verfolgt, verhaftet, zu langjährigen Haftstrafen verurteilt, deportiert oder hingerichtet wurden. Diese Schicksale sollen wieder öffentlich zugänglich sein, weil die Verhafteten damals aus der Öffentlichkeit herausgerissen wurden, aber niemand durfte darüber sprechen. Am Ende soll so etwas stehen wie ein Brevier mit etwa 150 Biografien. Es soll noch in diesem Jahr erscheinen.

Zu der weiteren Perspektive gehört das Konzept, an dem die Erste Kirchenleitung seit Herbst 2017 arbeitet: die Aufarbeitung der DDR-Vergangenheit der Nordkirche. Die Benennung des Themas mag zuerst irritieren, waren doch nur zwei der drei Vorgängerkirchen der Nordkirche in der DDR gelegen. Es gilt allerdings als gesichert – und dem soll wissenschaftlich nachgegangen werden – dass sich der Einfluss der Stasi-Aktivitäten nicht auf die Christinnen und Christen in DDR beschränkt hat, sondern die Partnerschaftsarbeit in erheblichem Umfang betroffen gewesen ist. Daher braucht die ganze Nordkirche eine Aufarbeitung dieses Themas.

Wir brauchen diese Aufarbeitung wissenschaftlich – dazu werden wir intensiv mit den theologischen Fakultäten auf dem Gebiet der Nordkirche und darüber hinaus zusammenarbeiten. Hier besteht eine konkrete Projekt-Perspektive bezogen auf Entwicklungen in der damaligen Evangelischen Landeskirche Greifswald und in der Partnerschaft mit ihr in den Jahren 1969 bis 1990 sowie ein Projekt, das sich auf den Weg der evangelischen Kirche in Mecklenburg im 20. Jahrhundert bezieht.

Wir sollen selbst Gesprächspartner sein für Menschen, die Unrecht erlitten haben – auch in ihrer und durch ihre Kirche.

Dies soll durch die Bildung eines Vertrauensrates geschehen, dessen Aufgabe es sein wird, Betroffene anzuhören und ihr erlittenes Leid anzuerkennen. Diese Aufgabe wird zusammengehalten werden müssen mit der Möglichkeit, die Betroffenen auch als Zeitzeugen zu hören. Wir wissen, dass dafür die Zeit abläuft.

Wir gehen damit auf ein Projekt zu, das keinen Glanz verspricht. Aber: Es ist überfällig. Wir schulden dies den Menschen, die widerständig gewesen sind und die gelitten haben, und wir schulden es uns selbst als einer Kirche, die bereit sein muss, das zu leben, was sie predigt: Existieren aus dem Vertrauen auf Vergebung.

Dieses Unrecht geschah überwiegend in Ostdeutschland durch ein kommunistisches Regime. Aber wir erinnern uns gemeinsam in der Evangelisch - Lutherischen Kirche in Norddeutschland, zu der Christen aus Westdeutschland und Christen aus Ostdeutschland gehören. Damit bilden wir eine gesamtdeutsche Wirklichkeit und eine ganz Deutschland betreffende Herausforderung ab: Das Unrecht, das geschehen ist, nicht den Menschen im Osten zu überlassen, sondern seine Aufarbeitung als gemeinsame Verantwortung anzunehmen. Was von 1945 bis 1990 geschah, war auch Folge

unserer gemeinsamen deutschen Geschichte: der autoritären obrigkeitsstaatlichen Prägungen im 19. Jahrhundert. Der misslungenen Demokratie nach 1918. Insbesondere des unvorstellbaren Vernichtungskrieges, den Deutschland schließlich führte, in dem wir Täter waren und viele dann auch zu Opfern wurden. Was von 1945 bis 1990 geschah: es ist auch nicht unabhängig von dem aggressiven Ost – West – Gegensatz, in dem Europa nach 1945 existierte. Von dem die Kirchen auch ein Teil waren und – abgesehen von den wenigen Brückenbauern – in einer merkwürdigen Dialektik wirkten: die beiden Systeme stabilisierend und zugleich ihre Einheit wahrend.

Diese Projekte sind Teil des kulturellen Gedächtnisses unserer Gesellschaft – und zugleich Teil des einen Auftrags unserer Kirche, das Wort von der Versöhnung zu predigen. Zweifellos: Erinnerung ist "das Geheimnis der Erlösung".

Ein weiterer Punkt der Aufarbeitung von Schuld unserer Kirche betrifft die Fälle von Missbrauch an Kindern und Jugendlichen durch Amtsträger in unserer Kirche. Als 2010 Betroffene aus Ahrensburg den Mut gewonnen hatten, mit dem ihnen zugefügten Leid an die Öffentlichkeit zu gehen und unsere Kirche so zwangen, ein dunkles Kapitel aufzuschlagen und genau zu studieren, hat das uns alle nachhaltig verändert. Wir mussten sehen, dass Amtsträger ihnen anvertrauten Menschen unsägliche Gewalt angetan hatten und die Organisation versagt hat, weil sie sie nicht geschützt hat.

Die damalige Hamburger Bischöfin Maria Jepsen trat von ihrem Amt zurück; sie übernahm Verantwortung für das Versagen ihrer Kirche. Nach wie vor habe ich großen Respekt vor diesem Schritt, den ich nicht wollte, weil ich damals wie heute überzeugt davon bin, dass Maria Jepsen keinerlei persönliche Schuld trägt an dem, was durch Amtsträger Menschen angetan worden war, die sich deren seelsorgerlichen Schutz anvertraut hatten!

Ich bin den Betroffenen dankbar dafür, dass sie ihr Leid offengelegt haben, dass sie mit ihrer Verzweiflung und ihrer Wut nicht länger allein bleiben wollten. Wir haben lernen müssen, uns unserer Schuld zu stellen und nach Wegen der Aufarbeitung zu suchen. Dabei ist dauerhaft belastend, dass wir mit unserem kirchlichen Disziplinarrecht nicht ersetzen konnten und können, was eine strafrechtliche Verfolgung hätte ausrichten können.

Das aber bedeutet natürlich keinen Schlussstrich! Für die, die vom Missbrauch betroffen sind, wird die Traumatisierung nie ein Ende finden. Und auch wir als Kirche dürfen mit der Erinnerung und der Aufarbeitung nie an ein Ende geraten.

Diese Zeit hat viele Menschen auch in der Organisation Kirche stark gefordert und nachhaltig verändert: Ermittlungsgruppen, Kirchenleitungen, Synoden usw.

Bischöfin Kirsten Fehrs bin ich dankbar dafür, dass sie sich mit großer Intensität und Entschiedenheit der Menschen angenommen hat, die als Betroffene ein Recht haben auf Anerkennung des ihnen zugefügten Leids. Sie hat mehrfach vor der Synode berichtet und wird das weiter tun.

Die Konsequenzen, die unsere Kirche aus den Missbrauchsfällen gezogen hat, sind vielfältig und bekannt. Ich muss sie nicht eigens im mündlichen Bericht erwähnen.

Eine unabhängige Kommission hat einen umfangreichen Bericht veröffentlicht; wir haben in einem Zehn-Punkte-Plan unsere institutionellen Reaktionswege im Fall von Missbrauch definiert; wir haben ein Präventionsgesetz verabschiedet, und eine Kommission zur Anerkennung des zugefügten Leids steht intensiv im Kontakt mit Betroffenen und lässt ihnen Hilfen zukommen für den je eigenen Umgang mit den Traumata, die ihnen zugefügt worden sind.

Ausbildung

Von November 1986 bis März 1996 tat ich pastoralen Dienst in der Ausbildung der Pastorinnen und Pastoren der damaligen Nordelbischen Kirche.

Das seit den 1970er Jahren etablierte Ausbildungskonzept sieht die Ausbildung im Vikariat auf drei Ebenen vor – bis heute ist das die bewährte Struktur: Ausbildung zur Pastorin/zum Pastor findet statt auf der Ebene der Gemeinden (und darin der Schulen), des Predigerseminars und der Regionalgruppe. Das Prinzip des Lernens an Erfahrungen war und bleibt zentrales Element einer Ausbildung zu einem Beruf, der Person und Amt nicht trennen kann.

Unverzichtbar bleibt die Theologische Reflektion der praktischen pastoralen Arbeit am Predigerseminar genauso wie die Reflektion der Erfahrungen in der Gruppe der Kolleginnen und Kollegen.

Diese Ausbildung war über Jahre vorbildlich in der gesamten EKD. Natürlich wurde das Curriculum immer wieder den veränderten Rahmenbedingungen angepasst: Das Berufsbild der Pastorinnen und Pastoren hatte sich verändert, wie auch die Gemeindebilder einer steten Wandlung unterliegen – schon damals gab es Engpässe und erste Personalplanungsprozesse wurden aufgelegt: einen Personalentwicklungsplan gibt es nicht erst seit 2018.

Heute stehen wir vor einer Reform unserer Ausbildung. Gegenwärtig wird im Beirat und im Team des Prediger- und Studienseminars Ratzeburg eine neue Ausbildungsordnung für den Vorbereitungsdienst erarbeitet.

Eine durchgängige Orientierung an den fünf Handlungsfeldern Bildung, Gottesdienst, Leitung, Seelsorge und Spiritualität ermöglicht eine Verkürzung des Vikariats auf wieder 24 Monate. Das Vikariat enthält nach der Schulphase eine längere durchgehende Gemeindephase – das hatten besonders die Vikarinnen und Vikare angeregt. Zukünftig wird eine größere Flexibilität der Inhalte und Themen möglich sein, die Bedarfe der einzelnen Vikariatsgruppen zugeschnitten werden können.

Nach der neuen Ausbildungsordnung wird ab April 2020 gearbeitet.

Theologische Fakultäten

Seit meiner Zeit in der Ausbildung bin ich in engem Kontakt zu den Theologischen Fakultäten.

Ich halte es für einen Gewinn, dass wir vier Theologische Fakultäten auf dem Gebiet der Nordkirche haben. Alle stehen in einer konstruktiven Beziehung zu unserer Kirche. Aber sie sind nicht nur Ausbildungsstätten für den pastoralen Nachwuchs und für Religionslehrerinnen und -lehrer; sie leisten einen unverzichtbaren Beitrag für die Entwicklung und Gestaltung unserer Gesellschaft insgesamt. Die Fakultäten sind Orte, an denen Verantwortung für eine Gesellschaft mit menschlichem Antlitz eingeübt und öffentlich wahrgenommen wird: sozialetische Sensorien für die humane Qualität unseres Miteinanders und des Umgangs mit unseren Mitgeschöpfen werden hier entwickelt. Ebenso wird hier wissenschaftlich reflektiert Zeugnis für eine Hoffnung über das nur innerweltlich Wahrnehmbare hinaus in den akademischen und gesellschaftlichen Diskurs eingebracht.

In einer immer komplexer werdenden Welt und Gesellschaft, in der als eine Reaktion darauf die Sehnsucht nach einfachen Antworten wächst, spielt die Wissenschaft eine zunehmend wichtige Rolle: die Universität bildet Komplexität und Diversität ab. Vielfalt ist eine Grundvoraussetzung für Forschung und Lehre. Belastbare Fakten werden immer wichtiger als Gegenrede zu dem, was öffentlich über Twitter und andere Medien verbreitet wird.

Und darum ist die Universität ein unverzichtbarer Ort der Persönlichkeitsbildung, Ort des Dialogs zwischen Kulturen – und damit auch zwischen Religionen. Hier geht es eben nicht nur um Wissens-Vermittlung, sondern um das Einüben von Toleranz, Offenheit und globaler Orientierung. Und in diesen vielfältigen Chor gehört die Stimme der Theologie hinein.

Seit der Reformation ist die wissenschaftliche Theologie eine entscheidende Voraussetzung für die Entwicklung eines mündigen Christentums. Insbesondere für die Ausbildung der Pastorinnen und Pastoren muss das so bleiben. Wir brauchen die wissenschaftliche Theologie als Reflektionsraum für unser öffentliches Reden.

Angesichts der dramatisch sich entwickelnden Personalsituation gerade im Blick auf die Pastorinnen und Pastoren gibt es natürlich Überlegungen, den Zugang zu dem Dienst der Verkündigung zu erweitern: nach dem Prädikantinnen- und Prädikantengesetz, das u.a. eine fundierte Theologische Ausbildung vorsieht, ist nun ein Konzept in der Entwicklung, das den Zugang zum Beruf des Pastors/der Pastorin auch quer zum gewohnten Ausbildungsgang vorsieht. Das Konzept nimmt Erfahrungen der Vergangenheit auf und führt sie weiter.

Aber keine Personalnot-Situation sollte diese Kirche dazu verleiten, auf eine hinreichende wissenschaftliche Fundierung der Ausbildung etwa zu verzichten.

Ich bin dankbar für den Beschluss des Fakultätentages, einen Rahmenstudiengang zum Weiterbildungsmaster aufzulegen („Master of Theological Studies“).

Ich stehe hinter dem Beschluss der Kirchenkonferenz vom Dezember 2018, mit den Fakultäten gemeinsam diesen Weg auszugestalten: "Die Kirchenkonferenz nimmt die neue Fassung der Rahmenstudienordnung 'Master of Theological Studies' zur Kenntnis. Sie befürwortet die Einführung dieses Studiengangs und beschließt, Absolvent/-innen vorbehaltlich möglicher Eignungsgespräche zur kirchlichen Ausbildung zuzulassen."

Anders als manche diesen Beschluss verstanden haben, sehe ich darin nicht die Verhinderung eigen gestalteter Ausbildungsgänge in den Landeskirchen. Ich sehe aber sehr wohl die dringende Empfehlung, auch auf den alternativen Zugangswegen ins Pfarramt die Zusammenarbeit mit der wissenschaftlichen Theologie zu suchen und zu pflegen.

Ich halte es für geraten, im Blick auf die Zukunft der Landschaft der pastoralen Versorgung in unserer Kirche über so etwas wie ein „gegliedertes Amt“ nachzudenken, wie es das in vielen unserer Partnerkirchen in der Ökumene gibt. Wenn wir auch auf dieser Synodentagung ein Gesetz über den Dienst der Diakoninnen und Diakone diskutieren, so steht doch eine Diskussion über den Beruf der Diakoninnen und Diakone noch aus.

Propst im Kirchenkreis Angeln

Seit ich im April 1996 Propst des Kirchenkreises Angeln wurde, befinde ich mich eigentlich durchgängig befasst mit Reformprozessen:

Angesichts zu erwartender Rückgänge der finanziellen Ressourcen führten wir bereits Ende der 1990er Jahre eine Regionalisierung durch: es galt, die Kräfte zu bündeln, Kirchengemeinden sowie Dienste und Werke zur Zusammenarbeit zu motivieren. Heute sind wir im Blick auf Regionalisierungen sehr viel weiter – auch deshalb, weil nach der Gründung der Nordkirche unterschiedliche „Formate“ der Regionalisierungen zusammenkamen. Jüngstes Beispiel ist die Wiederentdeckung von „Kirchspielen“ zum Beispiel im Kirchenkreis Plön-Bad Segeberg.

Ich habe damals gelernt, was sich in allen späteren Prozessen bestätigt hat: wer dem Prinzip folgt, möglichst viele Menschen auf dem Weg zu Veränderungen mitzunehmen, der muss damit rechnen, dass die Zahl derer steigt, die sagen: „ich komme nicht mit“. Des Weiteren ist zu lernen und anzunehmen, dass jede Veränderung zugleich starke Beharrungskräfte mobilisiert. Wir mussten damals sparen; aber wir wussten: wer sparen will, muss den Mut haben, zu investieren: in eine Beratungsstruktur zum Beispiel.

Sehr früh haben wir ein Konzept der Personal- und Organisationsentwicklung PE/OE im ehemaligen Nordelbien eingeführt: persönliche Gaben und Kompetenzen wertzuschätzen und sie gezielt in den Dienst zu setzen für die Ziele der Organisation Kirche. Es wurde investiert in eine Arbeitsstelle PE/OE; Kirchenkreise richteten Stellen für PE/OE ein; Mitarbeitendengespräche wurden obligatorisch. Daraus geworden ist das, was wir heute in der „Arbeitsstelle Institutionsberatung“ haben. Ich bin dankbar für die hohe Professionalität in diesem Bereich; für die Zusammenarbeit mit dem Landeskirchenamt, den Hauptbereichen, dem Pastoralpsychologischen Institut sowie dem zugeordneten Kirchenleitungsausschuss. Der kürzlich hier vorgestellte „PEPP-Prozess“ ist für die Entwicklung der Zukunftsfähigkeit unserer Kirche von allergrößter Bedeutung. Und ich sage: wir brauchen angesichts rückläufiger personeller Ressourcen nicht *weniger* Beratung – wir

brauchen *mehr* davon. In meinen Gesprächen mit der IB und dem PPI in den letzten Monaten haben wir festgestellt, dass z.B. die Organisationskompetenz in unserer Kirche ausgebaut werden muss: gerade bei *den* Menschen, die die Veränderungen, über die wir derzeit beraten, im aktiven Dienst erleben werden und sie gestalten sollen. Wer beispielsweise um die Dynamik komplexer Systeme weiß, wird eine einfache Lösung von heute sorgsam prüfen, damit sie nicht zum Problem von morgen wird. Unsere Nordkirche ist zunehmend komplex; wir werden Komplexität nicht reduzieren können, aber wir können und müssen mehr Menschen befähigen, mit ihr konstruktiv umzugehen. Ich bin sehr froh darüber, dass es gelungen ist, die Arbeit der Institutionsberatung schrittweise zu verstärken.

Bildung als zentrales Thema meines Berufsweges

Ein wichtiges Thema, das in jenen Jahren in den Vordergrund rückte, ist das Thema „Bildung“.

Ich habe die Kirche immer als ein Bildungshaus verstanden. Sie bietet Lernräume, in denen Menschen aus unterschiedlichster Herkunft sich einüben können in der freien Entfaltung ihrer Gaben, in denen sie angstfrei sich selbst und andere erfahren und in denen sie ihr Leben verstehen lernen, gedeutet mit und unter dem Wort Gottes.

Die reformatorische Bewegung war eine Bildungsoffensive: dass die Menschen wissen, warum und was sie glauben; dass sie nachvollziehen, warum es gut ist, dem Wort Gottes in Gesetz und Evangelium, Gebot und Verheißung zu vertrauen.

Indem Kirche Raum gibt für ganzheitliche Bildung, dient sie dem Menschen, der Menschlichkeit und damit der Gesellschaft.

Ernst Lange hat 1974 den Bildungsauftrag der Kirche umschrieben als Vermittlungsaufgabe zwischen Erfahrungswissen und Glaubenswissen. Das nämlich, sagt Ernst Lange, ist die Funktion der Kirche: deutlich zu machen, dass die Welt nicht aufgeht in dem, was sichtbar ist und begreifbar, machbar und planbar. Und aufmerksam zu machen auf den Überschuss, den das Glaubenswissen aufweist: den Überschuss an Hoffnung, den Überschuss an Mut.

Das Glaubenswissen beschreibt Lange als eschatologisches Wissen, als ein Wissen, das die Differenz zwischen eschatologischer Verheißung und historischer Erfüllung offenhält. Bildung löst die Spannung zwischen dem ‚noch-nicht‘ und dem ‚doch-schon‘ nicht auf, sondern zieht Lebensenergie aus ihr.

Indem wir einander erzählen und zuhören, beschenken wir uns so mit Lebensenergien. Das hilft, groß zu werden. Das meint nicht nur erwachsen zu werden, sondern meint viel umfassender aufrecht zu gehen, nicht Angst haben müssen, frei die Welt erobern.

Beispiele:

Zur Landschaft der Evangelischen Kitas in der Nordkirche

Unsere Kitas sind Orte, an denen wir Kindern erzählen dürfen und sollen, dass sie nicht allein groß werden, sondern mit Gott. Und so wurde im Jahr 2000 die sogenannte Qualitätsoffensive für die evangelischen Kindertageseinrichtungen gestartet. 2005 dann hat sich die nordelbische Synode mit ihrer Stellungnahme zur evangelischen Kindertagesstättenarbeit bekannt und Empfehlungen hierzu herausgegeben. Im Jahr zuvor, 2004, wurden in Mecklenburg-Vorpommern Leitlinien für evangelische Kindertageseinrichtungen entwickelt, die zur Zeit erneuert werden, und im November 2011 wurde durch die Synode eine Konzeptionsgruppe „Kita 2020“ beauftragt, den Kita-Bereich in unserer Landeskirche in den Blick zu nehmen. Die benannten Aufträge waren: Die Zukunftsfähigkeit der evangelischen Kindertagesstättenarbeit weiterhin sichern, auf der Grundlage der bisherigen Empfehlungen die zukünftigen Herausforderungen einer sich grundlegenden verändernden Kitalandschaft identifizieren (je unterschiedlich in den einzelnen Bundesländern) und hieraus Schritte zur weiteren evangelischen Profilierung und Qualitätssteigerung für eine zukunftsfähige Kitaarbeit benennen.

Wir wissen, dass frühkindliche religiöse Sozialisation oder ihr Fehlen einen erheblichen Einfluss auf die Glaubensentwicklung von Menschen hat. Wir wissen auch, dass eine religiöse Prägung in der Familie heute nicht mehr vorausgesetzt werden kann.

Die Bedeutung der Kita als Ort, an denen Kinder in den Glauben hineinwachsen können, ist deutlich gestiegen. Umso dankbarer können wir sein für die rund 9.500 Erzieherinnen und Erzieher in den Kitas der Nordkirche, die in insgesamt in 866 Einrichtungen religionspädagogische Arbeit leisten und damit Gemeinde aufbauen. Damit sie das gut tun können, organisieren die Kita-Fachverbände in der Nordkirche Langzeitfortbildungen, die neben dem Erlangen von Fachwissen und religionspädagogischen Kompetenzen eine persönliche existenzielle Auseinandersetzung mit Religion und Glaube ermöglichen. Aus manchem persönlichen Gespräch weiß ich, wie glücklich Erzieherinnen und Erzieher über diese Fortbildung sind und wie sehr sie ihnen hilft, wenn sie ihren vielen Aufgaben in der Kita nachgehen.

Zum evangelischen Schulwesen in der Nordkirche

Eine beachtliche Vielfalt von Schulen wird im Bereich der Nordkirche von rund 20 evangelischen Schulträgern verantwortet. Da ist zum Beispiel die Wichern-Schule mit ihren drei Schulformen in Hamburg-Horn. Rund 1.500 Kinder und

Jugendliche lernen hier. Ganz anders eine Schule im südöstlichsten Zipfel unserer Landeskirche: Nahe Stettin wurde von der Kirchengemeinde Tantow eine Grundschule ins Leben gerufen, in der 75 deutsche und polnische Kinder gemeinsam lernen, polnische und deutsche Lehrerinnen und Lehrer zusammen unterrichten, ökumenisch und länderübergreifend. Eine beachtliche Entwicklung im strukturschwachen ländlichen Raum.

Dazwischen finden sich kleine, mittlere und größere Schulträger wie Einrichtungen der Diakonie – denken Sie an die Stiftung Alsterdorf oder den Michaelshof Rostock, das Christliche Jugenddorfwerk (CJD) oder die von Elterninitiativen gegründeten eingetragenen Vereine. Nicht zuletzt engagiert sich die Schulstiftung der Nordkirche als Trägerin von 18 Schulen und 13 Horteinrichtungen. Insgesamt sind es fast 50 allgemeinbildende und berufliche Schulen bzw. Berufsausbildungen im Bereich der Nordkirche. Dazu gehören u. a. die Norddeutsche Gesellschaft für Diakonie, verteilt auf mehrere Standorte in Schleswig-Holstein, die Inklusive Maurinetalschule in Schönberg bei Wismar oder die Martinschule der Johanna-Odebrecht-Stiftung in Greifswald. Sie erhielt nach eingehender Expertenprüfung den mit 100.000 Euro dotierten Deutschen Schulpreis des Jahres 2018 und zwar für ihre Vorreiterrolle bei der Einführung des inklusiven Lernens und Lebens.

In der seit 2015 bestehenden Arbeitsgemeinschaft Evangelischer Schulträger in der Nordkirche kommen evangelische Schulerfahrungen aus Schleswig-Holstein und Hamburg mit den Erfahrungen der noch jungen Schulen aus Mecklenburg-Vorpommern zusammen.

Auch wenn die Entstehungsgeschichten der Schulen unterschiedlich sind, sie sind doch durch gemeinsame Fragen verbunden: Wie entwickeln wir die pädagogische Schulqualität weiter, dass evangelisches Schulleben überzeugend an Ausstrahlungskraft gewinnt und Kinder und Jugendliche sich am Lebensort Schule gut aufgehoben wissen? Wie wird die demokratiepädagogische Dimension durch Schülermitverantwortung erlebbar?

Durch die Verbindung ihrer protestantisch ausgerichteten Schulkonzeptionen mit dem praktischen pädagogischen Handeln sind unsere Schulen bemerkenswert erfindungsreiche Lernplattformen. Sie ermöglichen gute Schulbildung und sind zugleich Orte eines integrativen gesellschaftlichen Dialogs.

Sie sind jedoch auch Orte, an denen Schritte der Integration auf dem Weg zur Inklusion erprobt werden und Chancen dafür erschlossen werden, dass sich der christliche Glaube vermittelt - gerade auch an junge Menschen aus konfessionell ungebundenen Elternhäusern. Nicht selten melden sich junge Väter und Mütter und sagen: „Wir selbst sind in der Familie und in der Schule konsequent atheistisch erzogen worden. Unser Kind soll einmal besser gebildet sein. Es muss von Religion eine Ahnung haben, das gehört doch dazu. Bitte helfen Sie uns, dass sich unser Kind in der Welt von morgen gut zurechtfindet!“ **Landwirtschaft und Kirche**

Nordkirche_Synode_2.Tagung_Bericht des Landesbischof und Vorsitzender der Ersten Kirchenleitung
28. Februar bis 2. März 2019

Die Fragen nach der Kirche in ihrem sozialen Umfeld haben auch der Kirche auf dem Lande neue Impulse gegeben. Hatten einige gemeint, hier sei die Kirche von Umbrüchen weitgehend verschont, so ist inzwischen klar: Auch die Kirchengemeinden und kirchlichen Einrichtungen in ländlichen Räumen sind mehr und mehr in einer prekären Situation. Landwirtschaft und Tierhaltung sind tiefgreifenden Änderungen unterworfen. Mit Gemeinden und Kirchenkreisen, mit dem Kirchlichen Dienst in der Arbeitswelt, und anderen stellen wir uns den Fragen und bilden vor allem Raum zum Dialog.

Schwere Konflikte um die damalige Schrift zur Tier-Ethik, die die Kirchenleitung der Nordelbischen Kirche Ende der 1990er Jahre herausgegeben hatte, haben die Beziehung zwischen Kirche und Landwirtschaft belastet. Es ist damals gelungen, in intensiven Gesprächen und Symposien die Schrift zu revidieren, ohne eine klare Position aufzugeben, aber zugleich den Landwirten und ihren Familien nicht das Gefühl zu vermitteln, sie seien allein verantwortlich für ein Wirtschaften, das die Schöpfung belastet. Wir haben immer wieder – bis hin zur Tierethik- Schrift des vorvergangenen Jahres darauf hingewiesen, dass die Verantwortung für das Tierwohl und die Schöpfung insgesamt, für eine bewusste und nachhaltige Landwirtschaft auch, die Gesellschaft insgesamt angeht und insbesondere das Verhalten der Verbraucherinnen und Verbraucher immer wieder auf den Prüfstand gehört. Ich bin dankbar für die intensiven Gespräche in kritischer Solidarität zwischen Landwirtschaft und Kirche, die seit vielen Jahren zum Leben unserer Kirche dazugehören.

Kirche und Stadt

"Kirche in der Großstadt" – für viele in der Kirche ist das ebenso mit Befürchtungen wie mit Faszination verbunden.

Auf viele wirkt die Großstadt anziehend und abstoßend zugleich, zumal auf das kirchliche Leben. Für den kirchlichen Zusammenhalt dürfen wir das nicht unterschätzen: einige wollen entschieden dort leben und arbeiten, wo verschiedene Kulturen und Spannungen kreativ und konfliktreich aufeinandertreffen; andere sehen dort nur Verluste für die Kirche, die doch im Dorf bleiben sollte, und suchen das Weite.

Dabei sind die Städte seit biblischen Zeiten in besonderer Weise mit Herausforderungen für die Kirche verbunden und Laboratorien ihrer Zukunftsfähigkeit. 1987 wurde an der Universität Hamburg von Prof. Dr. Wolfgang Grünberg mit kirchlicher Unterstützung die "Arbeitsstelle Kirche und Stadt" ins Leben gerufen.

Hier sind die städtischen Entwicklungen und Veränderungen mit ihren Folgen und Chancen für kirchliche Arbeit in immer neuen Anläufen, in Gesprächen, Quartiersanalysen, Studien und Dissertationen untersucht worden.

Die "neue Urbanität" in den 80er/90er Jahren war mit einer starken Zunahme der Single-Haushalte verbunden. Gerade für die young urban professionals, Nordkirche_Synode_2.Tagung_Bericht des Landesbischof und Vorsitzender der Ersten Kirchenleitung

28. Februar bis 2. März 2019

scheint die Kirche keine Rolle zu spielen. Mit einem Familien-orientierten Gemeindemodell kommt die Kirche in der Großstadt offensichtlich mehr und mehr an ihre Grenzen. In der Folge gehen der Kirche die Anknüpfungspunkte für die Tradierung des Glaubens im intergenerationellen Zusammenhang verloren. So wachsen immer mehr Menschen selbstverständlich ohne Kirche auf. Statt von den kirchengemeindlichen Selbstverständlichkeiten des Christseins her zu denken, muss die Kirche einen Perspektivwechsel vollziehen und neu darüber nachdenken, wie Menschen, die es gewohnt sind, ohne Kirche zu leben, sinnvoll über Glaube und Kirche "stolpern" können.

Dahin, wo die Menschen sind, gilt es sich aufzumachen. Darum sind wir über die Ortsgemeinden hinaus immer stärker als "Kirche am anderen Ort" präsent, als "Kirche bei der Arbeit", mit der Seelsorge in der Polizei, bei Notfällen, in Krisensituationen im Krankenhaus, mit Veranstaltungen im öffentlichen Diskurs, auf vielfältige Weise im Bildungsbereich, im Theater, im Museum. Immer stärker kommt es darauf an, dass die Kirche sich den Menschen durch Unterbrechung des Alltags, durch Gottesdienst, Seelsorge und Dialog allererst als Kirche erweist: als Haftpunkt der Identität der Stadt, als öffentlicher Raum unbedingter Wertschätzung und unerwarteter Stärkung, auch erlaubter Regression zuvor, als Ort, wo Leid benannt, Sehnsucht ausgedrückt und Hoffnung neu artikuliert werden kann, Gedächtnis und Gewissen der Stadt.

Zum sozialen Kontext der Kirche in der Großstadt gehört die soziale Spaltung, wie sie seit Jahren von der Evangelischen Akademie thematisiert wird. Hier treffen sich Kirche und Großstadt, Diakonie und Politik im wahrsten Sinne des Wortes.

Durch ihre alltägliche Arbeit und ihre sozialen Projekte für von Verarmung Betroffene – ich nenne nur die kontinuierliche Wohnungslosenarbeit und das Straßenmagazin "Hinz + Kunzt" – ist die Diakonie für Benachteiligte, aber auch die sich für den gesellschaftlichen Zusammenhalt Einsetzenden zu einem starken Hoffnungszeichen geworden.

Das Leben in der Großstadt ist gekennzeichnet von einer ungeheuren Konkurrenzsituation. Was in den Medien der Stadt nicht präsentiert wird, scheint keine Rolle zu spielen und für die Menschen ohne Wert zu sein. Darunter leiden die Gemeinden und kirchliche Veranstaltungen. Dementsprechend anspruchsvoll muss kirchliche Medienpräsenz sein – auch das eine Lehre aus den Erfahrungen mit Kirche und Stadt.

Durch die Internationalisierung der Großstädte werden die weltweite Ökumene und die Vielfalt der Religionen immer stärker zu lokal erfahrbaren Alltagssituationen. Sind wir örtliche Gestalt des weltweiten Leibes Christi und

öffnen uns? Oder bleiben wir dahinter zurück und nur deutscher Kulturverein? Die Flüchtlinge lehren uns, wie wichtig gerade ihnen als Entwurzelten die Religion als Heimat in der Fremde ist. In den Städten, zumal in der Nordkirche insgesamt, bilden die Christen nicht mehr die Mehrheit der Bevölkerung. Trotzdem sehen sie sich kraft des Evangeliums in besonderer Weise für den Religionsfrieden in der Stadt verantwortlich.

Eine eigene Herausforderung stellen viele **ländliche Räume** dar: Das Durchschnittsalter der Bevölkerung steigt. Während wirtschaftsstarke Zentren einen Zuzug erfahren, leiden viele ländliche Gebiete unter Abwanderungsbewegungen. Wo die Menschen fehlen, kann sich auch die Infrastruktur nicht halten. Geschäfte, Schulen und Arztpraxen verschwinden. Hier stehen die Kirchengemeinden vor anderen großen Herausforderungen: als Orte der Begegnung, der Beheimatung und oft als einzige Kulturträgerin. Allein ist das nicht zu schaffen. Die Zukunft der Ländlichen Räume wird intensiv diskutiert. Oft werden Kirchengemeinden selbstverständlich einbezogen. Oft aber auch nicht. Wir müssen uns auf den Weg machen, uns einmischen. Das Christian-Jensen-Kolleg lädt vom 6.-8. Mai 2019 ein zu einer Fachtagung zur Zukunft von Kirche in den ländlichen Räumen.

Strukturelle Auszehrung und die Fragen, was dem entgegenzusetzen ist, verbinden Gemeinden in östlichen Gebieten unserer Landeskirche mit Gemeinden an der Westküste und führen dazu, dass Kirchengemeinderäte, Bürgermeister, Mitarbeitende aus der Diakonie und anderen sozialen Einrichtungen zusammenfinden: Das Gemeinwesen wird zum gemeinsam herausfordernden Gestaltungsraum. Barrierefreiheit und Inklusion spielen dabei eine wichtige Rolle. Zum Teil verwandeln sich Kirchengemeinderäume neu in begehrte Treffpunkte und Orte öffentlicher Belange.

Nicht nur in der Stadt, auch in ländlichen Räumen gibt es Umbruchsituationen und schwere Konflikte. 1998 in Kappeln habe ich erlebt, wie wichtig die öffentliche Rolle der Kirche ist: als ein großes Werk des Nestlé – Konzerns über Nacht geschlossen werden sollte, haben wir als Kirche vor Ort uns eingesetzt für den Erhalt der Arbeitsplätze, haben Gottesdienste gehalten vor den Werkstoren, Orte für seelsorgerliche Beratung geschaffen und Gespräche geführt mit der Geschäftsleitung, die unter dem Strich zum Erhalt des Betriebes geführt haben. Wir haben hier auch ein Beispiel erlebt für die hervorragende Zusammenarbeit zwischen Ortsgemeinde und Diensten und Werken – hier insbesondere des Kirchlichen Dienstes in der Arbeitswelt. Bis heute ist die Rolle, die Kirche damals spielte, im Bewusstsein der Menschen fest verankert: Kirche muss immer wieder aus sich heraus und

zu den Menschen sich auf den Weg machen. Ihre Bedeutung als Kirche entscheidet sich nicht vorher oder nachher, sondern in der Situation selbst.

Wir haben die Diskussion über die Zukunft der Ländlichen Räume ja auch nach innen zu führen. Werden wir noch eine flächendeckende Versorgung mit kirchlichen Angeboten aufrechterhalten können? Und wenn nicht flächendeckend: wie sieht unsere Präsenz denn dann aus?

Den Menschen ist es nicht gleichgültig, ob wir sichtbar sind oder nicht. Unter anderem die ca. 200 Fördervereine in Mecklenburg-Vorpommern, die sich um Dorfkirchen herum gebildet haben, sprechen eine deutliche Sprache, finde ich. Dieser Herausforderung stellen wir uns.

Der Reformprozess der Nordelbischen Kirche

Im Februar 2003 hat die Nordelbische Synode den Nordelbischen Reformprozess eingeleitet, um durch eine inhaltliche Neuausrichtung der kirchlichen Arbeit und im aktiven Umgestalten der Strukturen trotz Verringerung der Ressourcen die Vitalität ihrer Kirche zu erhalten und die kirchliche Arbeit entsprechend zukunftsfähig und gesellschaftlich relevant zu gestalten.

Hauptziel der damaligen Bemühungen war es, die beiden in der Nordelbischen Verfassung beschriebenen Säulen der kirchlichen Arbeit zu erhalten und nach Möglichkeit zu stärken: die Arbeit in den Kirchengemeinden und die übergemeindliche Arbeit der Dienste und Werke. Sie trotz veränderter Struktur in die Lage zu versetzen, ihren Auftrag zu erfüllen, nämlich das Evangelium als „Gottes kräftigen Anspruch auf unser ganzes Leben“ zu bezeugen.

Der Rückblick auf diesen Reformprozess kann ein eigenes Buch füllen. Ich habe mich jetzt erinnern lassen, dass damals 19 Großveranstaltungen mit jeweils 100 bis 150 Vertreterinnen und Vertreter aus unterschiedlichen Bereichen und Ebenen der Kirche organisiert wurden, auf denen die Inhalte diskutiert und Weichenstellungen für die Gestaltung der Nordelbischen Kirche getroffen worden.

Am Ende dieses Prozesses – dessen Beginn erst 16 Jahre her ist! – stand der Beschluss, die Anzahl der Kirchenkreise von 27 auf 11 zu reduzieren. Dabei hat uns nicht nur geleitet die Einsicht, dass unsere Finanzmittel zurückgehen würden. Vielmehr wollten wir die übergemeindliche Arbeit durch die Zusammenführung der Dienste und Werke der Kirchenkreise langfristig gewährleisten. Denn Kirche, ich wiederhole mich hier gern, ist nicht nur Ortsgemeinde! Es kam zur Bildung von Regionalzentren, und wir haben die Hauptbereiche „erfunden“, die bis heute die Arbeit der Dienste und Werke strukturieren. Die kürzlich vorgenommene Evaluation wird, so denke ich, nicht die letzte gewesen sein. Wir haben damals unsere Reformen so anzulegen versucht, dass die neuen Strukturen sich mit der Zeit mitbewegen. Das tun sie aber nicht freiwillig und von alleine; hier wird immer wieder Analyse und Beratung und Begleitung nötig sein. Ich hoffe sehr, dass die Nordkirche diese Beratungs- und Begleitungsstruktur erhält und festigt. Sie dient unserer Kirche auf allen ihren Ebenen.

Der nordelbische Reformprozess hat nicht nur dazu geführt, dass die Zahl der Kirchenkreise reduziert wurde. Das pröpstliche Amt, das bischöfliche Amt, die kirchliche Verwaltung wurden verändert (...).

Flächendeckende Pfarrstellenversorgung

Pastorinnen und Pastoren in Zukunft: Das beschäftigt uns auf allen Ebenen. Dieser Synode wird das Gesetz zur Steuerung der Anzahl der Pastorinnen und Pastoren in der Nordkirche vorgelegt. Ich bin froh, dass alle Kirchenkreise sich auf den Grundsatz der gleichmäßigen Absenkung ausgehend vom Orientierungspunkt Dezember 2015 geeinigt haben – wir sind an manchen Stellen viel weiter mit dem Zusammenwachsen, als wir es annehmen!

Wir brauchen Steuerung. Denn wir sollten uns nicht täuschen: Weniger Pastorinnen und Pastoren in der Nordkirche, das wird eine Veränderung bedeuten, für die wir jetzt noch keine Vorstellung haben, es wird Abschiede geben, die wir vor noch gar nicht langer Zeit nicht für möglich gehalten haben. Dann müssen neue Ideen her, um bei Artikel 18 unserer Verfassung, der von der Gewährleistung der flächendeckenden Pfarrstellenversorgung spricht, zu bleiben! Mir persönlich ist nicht bange davor – und das hat nichts damit zu tun, dass ich in wenigen Tagen in den Ruhestand und damit aus der Leitungsverantwortung trete. Meine Überzeugung war und bleibt, dass weder die reine Zahl unserer Mitglieder noch die reine Zahl derer, die beruflich Dienst tun, über Stand und Wesen der Kirche entscheidet.

Das erlebte ich auch, wenn ich als Landesbischof unterwegs war in der Nordkirche. Immer wieder konnte ich hineinkommen in Projekte, sehen, hören, mitmachen. Mitbekommen, wie Menschen sich mit Interesse, Liebe, Neugier zusammenfinden – Ehrenamtliche, Neben- und Hauptamtliche - wie einfallsreich sie sind bei der Verbreitung des Evangeliums. Ganz stark z.B. habe ich es wahrgenommen auf Veranstaltungen für die ca. 400 mecklenburgischen Küsterinnen und Küster, von denen 80% ihre wichtige, verkündigungsnahe Arbeit als Freiwillige leisten. Ich erinnere mich auch lebhaft an den Oktober 2018, als ich mich wiederfand in einer Backstube mit einem engagiert evangelischen Bäcker-Innungsmeister, seinen Mitarbeitern, vielen Konfis und noch viel mehr Brotteig. „5000 Brote – Konfis backen Brot für die Welt“ hieß das Projekt. Am Ende dieses Vormittags waren nicht nur viele Brote gebacken, die in Kirchengemeinden zugunsten von Brot für die Welt verkauft wurden. Wir hatten miteinander mehr erfahren vom Handwerk, vom Aufnehmen biblischer Erzählungen, vom Teilen – und vom Miteinander, das uns trägt, ohne dass wir uns schon lange kennen müssten.

Im Bischöflichen Amt

hat mich natürlich die seit 2006 laufende Fusion hin zur Nordkirche beschäftigt, gefordert, beglückt. Seit 1998 gehörte ich zum Koordinierungsausschuss der Nordkirche_Synode_2.Tagung_Bericht des Landesbischof und Vorsitzender der Ersten Kirchenleitung

28. Februar bis 2. März 2019

drei an der Fusion beteiligten Kirchen. Ich danke Gott, dass er uns die Kraft geschenkt hat, diesen Weg des Miteinander zu gehen, anzuknüpfen an Jahrzehnte gelebte Partnerschaften und zueinander zu führen die sehr unterschiedlichen Kulturen und Geschichten unserer Landeskirchen. Ich bin dankbar, dass die Mühen und Verhandlungen, Gespräche und auch Konflikte uns zusammengeführt haben.

Das Ergebnis ist ein Ereignis mit kirchlicher und gesellschaftlicher Symbolkraft: unsere Landeskirche ist ein Ergebnis der Wende vor fast 30 Jahren, ein Ergebnis der friedlichen Revolution, die die trennende Mauer zum Einsturz brachte und Grenzzäune überwand. Ich weiß sehr wohl, dass das Gelingen unseres Projektes keineswegs selbstverständlich war: würden die Verschiedenheiten sich zueinander bringen lassen? Würde die Vielfalt tatsächlich einen Ort finden, sich zu entfalten? Würden wir tatsächlich es schaffen, die Sorgen zu entkräften, keinen „Anschluss“ von Ost nach West zu gestalten, sondern tatsächlich eine neue Kirche?

Für mich ist jede unserer drei Kirchen, die hier zusammengekommen sind und zusammenwachsen, Teil des durch die Zeit wandernden Gottesvolkes, das Anteil hat an der Verheißung: Gottes Versöhnung mit uns ermöglicht auch Versöhnung zwischen Menschen. Versöhnung, die wir in unserer gemeinsamen Kirche leben und in die Gesellschaft hineintragen. Wenn ich heute auf diese Kirche schaue, dann bin ich geradezu erfüllt davon, wie viel sich bewährt hat von dem, was wir im Einführungsgesetz zum Beispiel uns vorgenommen hatten. Dass die unterschiedlichen Kulturen sich entfalten dürfen in den Kirchenkreisen, Diensten und Werken: das zeigt sich immer wieder. Wir sind noch nicht am Ende des Weges des Zusammenwachsens. Aber wir sind schon gut vorangekommen. Bei meinen Besuchen begegne ich kaum grundsätzlicher Skepsis, sondern vielmehr gewachsenem Vertrauen und Neugier. Inzwischen gibt es Wanderbewegungen hin und her.

Ich finde, dass sich insbesondere auf dem Weg auf das Reformationsjubiläum zu und im Jubiläumsjahr selbst gezeigt hat, wie sehr wir einander ergänzen und auch brauchen.

Wieviel wir einander geben können, wenn wir uns einlassen aufeinander, ist auch zu beobachten an einem Thema, mit dem wir nicht in der vorgenommenen Zeitspanne zu einem Ziel gekommen sind: ich meine das gemeinsame Arbeitsrecht. Aber auch hier hat sich als richtig erwiesen: wenn wir uns Zeit nehmen füreinander, wenn wir sorgfältig hinhören und

wahrnehmen und verstehen, bevor wir gestalten, dann zeichnet sich eine Lösung ab, weil Vertrauen wachsen muss und Wahrheit Zeit braucht – manchmal mehr, als wir meinen, zu haben.

Ich bin mir sicher, dass diese Synode die Eckpunkte, die die Vorgänger-Synode empfehlend verabschiedet hat - ich erinnere noch einmal die Stichworte: ein gemeinsames tarifrechtlich gestütztes Arbeitsrecht, Neuordnung der Struktur der Arbeitgeberseite, gemeinsame Gestaltung der Arbeitgeberseite von verfasster Kirche und Diakonie für alle, die auf dem Zweiten Weg unterwegs sind – weiterverfolgen und daraus ein gutes Ergebnis entstehen wird.

Was ich noch zu sagen hätte...

Bleibt ökumenisch!

Die Kirche der Zukunft wird eine ökumenische Kirche sein – oder sie wird gar nicht Kirche sein. Dieser prophetische Ruf des unvergessenen Praktischen Theologen und Ökumenikers Ernst Lange aus den 1970er Jahren ließ mich persönlich für Jahrzehnte in Sachen Ökumene mit Lust, Leidenschaft und Neugier unterwegs sein. „Nordkirche weltweit“: eine ökumenisch lernende Kirche, das wollte ich in diesen vielen Jahren mit Ihnen zusammen sein - eine, die dies will: die „Einübung in den ökumenischen Welthorizont“, die „Befreiung des christlichen Gewissens aus der parochialen Begrenzung“ (Ernst Lange). In dieser Lerngeschichte geht es um die Aufmerksamkeit für und die Auseinandersetzung mit eigenen und fremden Glaubenserfahrungen, um eine Beschäftigung mit dem Verständnis von Kirche, das hier und dort vorherrscht und das sich vom jeweils anderen Verständnis herausfordern und verändern lassen will. Nicht zuletzt darum gehörten für mich die Partner-Konsultationen in den letzten Jahren zu den entscheidenden Erfahrungen: lernen, mit den Augen der anderen auf mich selbst zu sehen – das stärkt das Selbst-Bewusstsein derer, die gesehen werden und derer, die hinschauen.

In seinem Brief an die Gemeinde in Ephesus schreibt Paulus davon. Er will ermutigen die Ängstlichen und Zweifelnden und Frieden Suchenden. Er beschreibt, wie Christus seine globale Gemeinde baut: Zäune zwischen Menschen reißt er nieder. Zäune zwischen denen, die fern und denen die nah sind. Zäune des Gegeneinanders und der Feindschaft.

„Und er ist gekommen und hat im Evangelium Frieden verkündigt euch, die ihr fern wart, und Frieden denen, die nahe waren. So seid ihr nun nicht mehr Gäste und Fremdlinge, sondern Mitbürger der Heiligen und Gottes Hausgenossen, erbaut auf den Grund der Apostel und Propheten, da Jesus Christus der Eckstein ist, auf welchem der ganze Bau ineinandergefügt wächst zu einem heiligen Tempel in dem Herrn.“ (Eph. 2,17-21)

Ein solches Bauen, ein solches Ineinanderfügen sind wir uns selbst und der Welt gegenüber schuldig: indem wir ein Beispiel geben zur Überwindung von Trennung und Hass, von Misstrauen und Gewalt. Diese Welt hungert nach Frieden und Gewissheit. Sie sehnt sich danach, dass wir Zäune abreißen und ablegen alle Furcht vor der Vielfalt und dem Fremden. Wichtig ist das für den Frieden in der Welt! Ökumenizität ist ein zentrales Kennzeichen von Kirche weltweit und somit eine Gegenbewegung zu einer Welt, die wieder in Nationalitäten auseinanderbricht.

Ich bin froh und dankbar dafür, dass die Nordkirche sich in einem Prozess der kulturellen Öffnung befindet. Wir haben vor einigen Monaten das Konzept öffentlich präsentiert und gestartet. Wir sind am Anfang, aber mit Kraft.

Und wir dürfen nie vergessen: Interkulturelle Öffnung setzt voraus eine Art inner-kultureller Verdichtung. Nur wenn wir wissen, woher wir kommen, können wir angstfrei gehen in eine offene Zukunft, in eine andere Globalisierung. Die Gefährdung unserer eigenen kulturellen Verwurzelung kommt nicht von außen zuerst, sondern wächst auch aus dem Nicht-Wissen um die eigene Kultur, die sich Impulsen unterschiedlicher Kulturen verdankt.

So als ökumenisch weltweit lebende und jeweils weltweit vor Ort bei den Menschen lebende Kirche setzen wir Zeichen für die Einheit in einer zerrissenen Welt. Wir sind dazu aufgerufen, mutig neue Wege zu gehen, im Bemühen um die Einheit der Kirche. Als Christinnen und Christen sind wir zutiefst überzeugt, dass die Liebe jede Trennung überwinden kann. Das ist zugleich ein starkes Zeichen für die Verantwortung, die wir als Christenheit in der Welt haben und wahrnehmen wollen: uns einzusetzen für eine Welt, in der jeder Mensch in Würde leben kann. Dazu müssen wir weiter unsere bewährten weltweiten Netzwerke der Nächstenliebe ausbauen und stärken – im Lutherischen Weltbund und in allen internationalen konfessionellen Zusammenschlüssen und müssen auch die Zusammenarbeit zwischen ihnen intensivieren.

Und ich bin mir sicher: Kirche hat Zukunft, weil sie ökumenisch, weil sie die andere Globalisierung ist: Die des Glaubens, der damit rechnet, dass Christus Grenzen überwindet, Zäune abbricht, damit der Friede, den Jesus bringt, sich ausbreiten kann wie ein Dach über unser Leben und ein Boden unter den Füßen zugleich.

Seid nicht ganz dicht!

Diese Kirche wird auch in Zukunft zu tun haben mit sich selbst: wird Strukturüberlegungen anstellen müssen; wird ihren Platz in der Gesellschaft bestimmen müssen; sie wird sich über Prioritäten und Posterioritäten klar werden müssen. Abschiede von Vertrautem wird es geben. Das wird Kraft kosten und Energien binden.

Das alles darf nicht zum Rückzug führen in die Sakristeien. Diese Kirche muss bleiben eine „Kirche im Dialog“: mit denen, die nicht zu uns gehören; mit denen, die weggegangen sind und zu der riesigen Gruppe Getaufter gehören, die unter und mit uns leben. Über Mitgliedschaft wird ganz anders zu reden sein, als wir das bislang tun. Diese Kirche wird und darf nicht aufhören, ihr Ohr bei denen zu haben, die gut ohne Gott auskommen; die ihren Halt woanders suchen – und dennoch fragen nach dem, was uns trägt, neugierig, suchend und fragend uns begegnen.

Und diese Kirche darf und wird nicht aufhören, sich einzumischen, teilzunehmen am gesellschaftlichen Dialog, ihre unverwechselbare Stimme einzubringen in all die Unsicherheit und Angst hinein.

Wir müssen reden: das ist unser Amt. Das treibt mich nun seit fast 40 Jahren um. „Wir müssen reden!“ Das ist oft eine Last. Ebenso eine Lust. Und eine Gefahr zugleich: Überzeugen und überreden stehen in Spannung. Kritik und Lob. Zustimmung und Ablehnung. Am schlimmsten: Gleichgültigkeit. Ich ringe seit 40 Jahren darum, verantwortlich zu reden, Ambivalenzen nicht zu verleugnen, Spannungen nicht aufzulösen – kurz: nicht selber populistisch zu reden und damit die Sehnsucht nach einfachen Antworten zu bedienen.

Mir geht es immer noch, nach fast 40 Jahren und kurz vor meiner Pensionierung – wie dem Propheten Jeremia, den der Herr aussondert und zum Propheten für die Völker bestellt: Genauso wie er möchte auch ich raus aus der Nummer: „Ach, Herr, ich taue nicht zu predigen; denn ich bin zu jung.“ Aber so leicht findet sich kein Schlupfloch, denn Gott insistiert: „Sage nicht, ‚ich bin zu jung‘, sondern du sollst gehen, wohin ich dich sende, und predigen alles, was ich dir gebiete. Fürchte dich nicht vor ihnen; denn ich bin bei dir und will dich erretten, spricht der Herr...“

Sehr gut. Nur keine Angst. Mund auf. Aber denn doch nicht, wie ich will und kann, sondern wie Gott will, dass ich kann: „Siehe, ich lege meine Worte in deinen Mund.“

In der Tat: reden müssen wir angesichts dieser Welt. Wo ausgerissen werden Lebenswurzeln, eingerissen Städte und Völker in Krieg und Terror.

Reden müssen wir angesichts der Gewalt, die sprachlos macht; angesichts der Flüchtlings- und Migrationsströme, die uns nach Worten ringen lassen; angesichts frecher Ausgrenzung und wachsendem Rassismus bei uns: nie hätte ich gedacht, dass das Völkische wieder Atem findet und sich mit bürgerlicher Maske vor der Fratze des Hasses ungeniert zeigt.

Wir müssen reden: öffentlich und miteinander – angesichts der Welt, die aus den Fugen geraten scheint. Wir müssen reden angesichts der Ängste, der Sorgen, der Polarisierung in unserer Gesellschaft. Wir müssen reden als Menschen, die eine Vorstellung haben von guter Zukunft, denen Worte gegeben sind, wo es anderen die Sprache verschlägt. Wir müssen reden und dürfen nicht das Feld denen überlassen, die Hass säen, Ängste verstärken; die polarisieren, vereinfachen, lügen.

Unsere Narrative sind nicht die Horrorbilder der Fremdenhasser, die den Eindruck erwecken, unser Land befände sich am Rande des Chaos; unsere Narrative sind nicht die apokalyptischen Bilder derer, die den Untergang des christlichen Abendlandes, des wahren Türkentums oder des Heiligen Russland beschwören und eine Invasion des Islam, des Christentums oder einfach der modernen Welt befürchten.

Unsere Narrative wachsen aus dem aufbauenden Wort, das uns in den Mund gelegt ist.

Wir müssen reden. Das ist eine wunderbare Chance – bei allem Risiko. Weil die Chancen und Nöte der Menschen uns bewegen, uns nötigen, zu sagen, was uns im Mund liegt und auf der Zunge. Nicht runterschlucken. Raus damit.

Und es wird erwartet, dass wir reden. Dass wir reden: „Was ich euch ins Ohr gesagt habe: ruft es von den Dächern!“

Wir müssen reden über den Verlust an Bedeutung von Religion und Kirche in dieser Gesellschaft. Es geht vor allem aber darum, dass wir der Bedeutung dessen, was uns in den Mund gelegt ist, selber vertrauen. Diese Bedeutung für die Welt und die Menschen ist nicht abhängig davon, dass möglichst viele Menschen zu uns gehören oder uns sagen, dass wir wichtig sind. Es hat Bedeutung aus sich selbst heraus, das Wort Gottes.

Haltet fest daran. Und fürchtet euch nicht.

„Die heutige Welt ist den heutigen Menschen nur beschreibbar, wenn sie als eine veränderbare Welt beschrieben wird..., weil sie der Veränderung bedarf.“ Ich empfinde diesen Satz Bertold Brechts als eminent theologischen – und damit auch politischen – Satz. Denn die Konfrontation mit dem Wort Gottes führt nicht in die Zufriedenheit, sondern in die Unzufriedenheit mit der Welt, wie sie ist. Die Kreativität dieser Unzufriedenheit ist zu inszenieren und zu gestalten. Anders ist sie nicht auszuhalten.

Dafür muss Kirche aus sich herauskommen, nicht ganz dicht sein. Bei Ezechiel im 47. Kapitel wird erzählt, wie im Inneren des Tempels das heilige Wasser entspringt, wie es aber von dort seinen Weg nimmt hinaus. Und nur, wenn wir hinaustreten, vor die Tür des Heiligtums, können wir sehen, wie es draußen erst seine Kraft entfaltet: es macht fruchtbar das Land.

Predigt, erzählt, hört zu: an fremden Orten, auf Marktplätzen, in Fabrikhallen, in Theatern, Kinos, Messehallen. Jeder Ort wird ein heiliger Ort, wenn und sobald das Wort Gottes verkündigt wird, sagt Martin Luther. Ich erlebe das mit meinen Predigten auf den Bühnen mehrerer Theater. Und ich komme in Kontakt mit Menschen, die niemals die Schwelle einer Kirche überschreiten würden. „Zu deiner nächsten Vorstellung komme ich“, sagte eine Schauspielerin nach einer Theaterpredigt. Und sie kam: zum Gottesdienst.

Bitte: seid nicht ganz dicht!

Gott, „Ich danke dir dafür, dass ich wunderbar gemacht bin; wunderbar sind deine Werke; das erkennt meine Seele.“ (Psalm 139, 14)

Jede und jeder von uns wunderbar gemacht! Mit Gaben ausgestattet, mit Stärken und wunderbaren Schwächen. Die wunderbar Gemachten sind Leib

Christi. Die Wertschätzung beginnt mit der Selbstschätzung! Was für ein fröhlicher Wechsel: die Beurteilung dessen, was ist, nicht ausgehen lassen vom Defizit (was alles noch besser, schöner, perfekter sein könnte: ich danke Ihnen sehr für...aber ich habe vermisst...), sondern von der Fülle, die uns gegeben ist und aus der wir schöpfen dürfen – unverdient.

In Sachen Wertschätzung sehe ich in unserer Kirche „Luft nach oben“. Das scheint manchmal ein protestantisches Prinzip zu sein: wenig gemeckert ist Lob genug. – Nein, ist es nicht. Ich habe in den Jahren Wunderbares wachsen sehen durch den Dienst der vielen haupt-, neben- und ehrenamtlich mitarbeitenden Menschen in unserer Kirche! Was für eine Fülle an Gaben und Kraft und Energie ist uns geschenkt! Und ich habe immer wieder erlebt, dass es offenbar auch schwerfällt, zu würdigen, was andere können und tun. Das Haar ist immer das erste, was wir in einer Suppe erkennen. Nehmen wir es wahr und dann raus. Und genießen wir die köstliche Suppe. Ich wünsche mir, dass wir einander noch viel mehr sehen und achten: wunderbar gemacht wir alle.

Ich bin unendlich dankbar allen, die sich in den Dienst nehmen lassen für Gottes Mission bei uns – an welcher Stelle auch immer. Zehntausende, die unterwegs sind im Auftrag des Herrn. Allen, die mir zur Seite gestanden haben, danke ich. Ich danke Gott, dass er sie alle so wunderbar gemacht hat in den Gemeinden, Diensten und Werken, in verfasster Kirche und Diakonie; in Leitung, Verwaltung und nah bei den Menschen; in Gremien und Synoden, Steuerungsgruppen und AG's; in Unterricht und Seelsorge; in Knästen und Schulen; in Krankenhäusern und Pflegeheimen; auf Inseln und Festland; in Universitäten und KiTas: ein Amt! Verschiedene Dienste.

„Fürchtet euch nicht. Denn siehe: ich bin bei euch...“ – so verheißt Jesus es seinen Jüngern. Und ich erlebe doch so viele Bedenken und Ängste bei uns: vor rechtsfreien Räumen; vor Kritik und Liebesentzug. Und am schlimmsten sind Präzedenzfälle. Lasst euch nicht eng machen. Seid mutig und entscheidet, was gut ist für die Menschen, zu denen wir gesandt sind. Tut, was not ist. Recht und Regeln sind nötig. Aber sie dienen den Menschen. Danke für alles, was den Menschen dient. Das dient Gott.

Ich breche ab. Was du vermeiden willst, kommt: ich bin erfüllt von Erinnerungen, Gedanken, Wünschen, Unfertigem. Ich bin voller Dankbarkeit für

alles, was ich habe erfahren dürfen durch die Vielen, die Kirche zum Leib Christi machen, von dem ich lange Zeit nichts wissen wollte und zu dem ich doch immer schon gehörte. Ich gehe als ein Beschenkter.

Das Evangelium dieser Woche ist das Gleichnis vom Sämann. Der bringt die Saat aus und manches fällt auf guten Boden, manches wird von den Vögeln aufgepickt, manches wird von Dornen überwuchert.

Ich war unterwegs. Hab ausgestreut, was Gott mir anvertraut hat. Nicht auf meinen Boden. Auf seinen. Mal mit großen Schwüngen, mal kleinlich und lustlos. Mal mit Bodenkunde. Mal ohne. Manches wurde weggenommen, bevor es aufgehen konnte. Manches hatte auch überhaupt keine Chance: zu trocken, zu karg.

Aber zu sehen, wie das eine oder andere Korn aufgeht und wächst: ein Geschenk des Lebens. Unverdient.

Ich bin ja selber nicht nur Sämann. Ich bin auch Boden, auf den etwas fällt. Manchmal guter Boden, fruchtbar. Manches ist aufgegangen in mir, was Menschen in mich gesetzt haben. Tief in mir verwurzelt das Gottvertrauen.

Aber manches ist eben auch einfach weg. Da war eben auch das dornige Gelände in mir, das dafür sorgte, dass ich manches Saatgut abgelehnt habe oder gar nicht gesehen. Manches ist erstickt in meiner Ungeduld. Manches auch konnte nicht recht wachsen im Schatten meiner Machtlust. Manches ist vielleicht kümmerlich nur gediehen unter dem Schwung meiner Emotionen. Manches ist in der Bugwelle meines Temperaments untergegangen.

Danke für alle, die manches hervorgeholt und an den richtigen Ort gebracht haben. Danke für alle Saatgutpflege und Bodenkunde.

Und wir sind ja auch das Dritte: die Saat, die in den Boden muss. Was du vermeiden willst, kommt: dass unser kleiner Glauben sich auswächst zu Pflanzen, unter denen andere Zuflucht suchen und finden. Und Freude haben und sich stärken an der Pracht der Farben.

Gott sei Dank, dass wir aussäen dürfen. Und ihm überlassen, was daraus wird.
Unvermeidlich groß: sein Reich in unserer Mitte. Trotz unserer Bemühungen.
Mit unserer Mühe.

Danke für alles Aussäen. Danke für alles Gottvertrauen. Danke für alle
Ermutigung. Danke für Saatgemeinschaft.

Gott befohlen!